

Zeitschrift: Infokara : Fachzeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Band: 1 (1996)

Heft: 1

Artikel: Aus meinem Tagebuch : Auszüge aus dem Tagebuch von August Kley

Autor: Kley, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn mich jemand fragte, wie ich auf Gottfried gekommen sei, müsste ich ihm die gleiche kleine Vorgeschichte erzählen wie Gottfried, als er bei unserer ersten Begegnung wissen wollte, wieso ich gerade zu ihm komme.

Auszüge aus dem Tagebuch von August Kley

Aus meinem Tagebuch

Mittwoch, 14. Juni 1995, 03.45 Uhr

Gerade jetzt hat sich die erste Rangierlokomotive auf dem nahen Güterbahnhofareal in Bewegung gesetzt. Ich schreibe, sie habe sich in Bewegung gesetzt, weiss aber, dass da einer zuerst eingestiegen ist und sich zur Ursache dieses Rollens in die Dunkelheit gemacht hat. Er hat die Träume schon zurückgelassen, er muss sie ja loslassen, will er seine Pflicht so erfüllen, wie es von ihm erwartet wird. Ich aber habe Mühe, mich von den Träumen und Gedanken der Nacht zu lösen, weil ich sie festhalten will im eitlem Bemühen, sie dann am Tage in aller Ruhe zu betrachten, aber dann schwimmen nur noch bunte, halbaufgelöste Bilder in der Luft. Dies und jenes ist noch zu erkennen, da und dort füllt sich eine Lücke aus dem Traumgedächtnis.

Mittwoch, 14. Juni 1995, 22.30 Uhr

Die Traumszenen der vergangenen Nacht kann ich um diese Zeit kaum mehr erkennen. Es war ja auch ein so leichtes, lockeres Gewebe, das dem Morgenwind nicht, und noch viel weniger den Geräuschen eines ganzen Tages standzuhalten vermochte. Ich weiss aber, dass ich mehr als einmal, als bewusste Gedanken die Träume ablösten, an meinen neuen Freund Gottfried dachte und an seinen Zimmergefährten Albert, dem ich mich auch soweit zuwendete, als sein Zustand es zulies. Am Dienstagabend, war ich von 17.00 Uhr bis 18.15 Uhr bei ihnen im Zimmer 309, im gleichen Zimmer, in dem mein Neffe Walter im März letzten Jahres gestorben war und sein mir auch lieb gewordener Leidensgenosse, auch ein Walter, ausgeharrt hatte, bis auch er, nach einem halben Jahr, in seinem Heim alles Leid zurücklassen durfte.

Und in solchen Augenblicken, als die Gedanken die Träume verdrängten, dachte ich an die beiden, und ich betete für sie. Heute vormittag, etwas vor 11.00 Uhr ging ich wieder ins Zimmer 309. Als ich die Türe öffnete, war Alberts Bett nicht mehr im Zimmer. Nur der

Lehnstuhl am Fenster stand noch dort. Sitzend hatte er noch am ehesten atmen können. Jeden Atemzug hatte er dem fliehenden Leben abringen müssen. Am Montag abend konnte ich ihm noch ein wenig behilflich sein. Ich richtete ihn auf, dass er sich von der Bettkante erheben konnte. Zuvor machte er mich darauf aufmerksam, dass ich ihm die Hausschuhe anziehen sollte. „Sösch gheied mer beidi mitenand om“ sagte er, und quälte sich ein kleines Lächeln ab. Nach einer Weile wandte ich mich wieder Gottfried zu und nachher, als ich mich langsam anschickte zu gehen, sagte Gottfried: «Gang nomel e chli zum Albert öbere». In seiner eigenen Todesnähe dachte Gottfried noch an seinen leidenden Zimmerkameraden. Die Liebe selbst ist mir begegnet.

15. Juni 1995, abends

Heute bin ich um 04.45 Uhr erwacht, nach unruhigem, traumerfülltem und von manchen Wachstellen unterbrochenem Schlaf. Ich muss von Gottfried geträumt haben, aber ganz sicher erinnere ich mich meiner Gedanken während der schlaf- und traumlosen Minuten und Viertelstunden, da waren sie bei Gottfried. Ich betete für ihn, und wenn mein Beten wieder in den Träumen zu versinken drohte, riss ich mich wieder zurück, ich wusste, dass ich beten müsse, Gottfried brauche es. Am Morgen dann, um 07.20 Uhr, rief Sr. Monika vom Kantonsspital an. Gestern vormittag, also am 14. Juni war ich vor 11.00 Uhr bei Gottfried gewesen und hatte diese Schwester, bevor ich wegging, gebeten, sie möchte mich anrufen, wenn sich sein Zustand wesentlich verschlimmern sollte. Nun liess sie mich wissen, dass es soweit sei. Ich machte mich gleich auf den Weg. Zuvor gratulierte ich einer 95jährigen Frau zu ihrem Geburtstag, den sie in voller Klarheit des Verstandes feiern konnte, dann passierte ich beim Gang in die Garage einen Hauseingang. Unter der offenen Türe hielten zwei junge Frauen ihr Kleinkind in den Armen, und ich ging ans Sterbebett meines noch nicht lange gewonnenen Freundes, der daran war sein Leben mit 44 Jahren zu beschliessen. Gottfried atmete schwer, es war schon der harte Kampf um jeden Atemzug. Er erkannte mich. Ihm zur Seite sass Sr. Heidi, sie gab ihm noch etwas Morphium, feuchtete ihm Lippen und Zähne und legte ihm ein kühles Tuch auf die Stirne. Dann fragte sie ihn, ob sie bleiben solle, mit einer Kopfbewegung verneinte er. Es war aber kein Abweisen, denn diese Schwester hat Gottfried in den vergangenen Jahren immer wieder betreut, ich verstand es als Zeichen der Rücksicht. Dann war ich allein mit Gottfried. Ich wusste, dass seine Schwester bald kommen müsse. Dann sagte ich, und zuvor hatte es Sr. Heidi auch gesagt, „Bleib noch

hier, wir warten zusammen auf deine Schwester“. – Am Tag zuvor war er schon allein im Zimmer, weil sein Leidensgenosse Albert in der Nacht gestorben war. Da sagte er, als es gerade elf Uhr läutete: „Um diese Zeit ist der Heiland gestorben, und ich muss jetzt viel beten“. Ich begriff, dass er zu beten wünschte, und sprach ihm ganz langsam das Vaterunser vor, er betete mit, zwar mühsam, und ich fügte noch einige Worte bei.

Und jetzt in der letzten Stunde betete ich wieder mit ihm, zuerst nochmals das Vaterunser. Er konnte nicht mehr folgen, aber gewiss hat er die Worte aufgenommen, auch jene, hoffe ich, die ich für ihn, der mit den Lippen nicht mehr sprechen konnte, sprach. Ich scheue mich, sie wörtlich wiederzugeben, aber ich dankte Gott für die guten Stunden und Augenblicke dieses Lebens und dafür, dass er ihn über alles Schwere hinweg getragen habe, und er möge ihn jetzt in seinen Frieden und sein Licht aufnehmen.

Mit meiner Rechten umschloss ich ganz sachte Gottfrieds rechte Hand. Ich wusste zwar, dass Schwerstkranke und gar Sterbende eine Berührung als schwere Last empfinden können, aber ich hoffte, ihm zu vermitteln, dass er hier gehalten werde bis er drüben von jener Hand ergriffen werde, die ihn nie mehr loslassen werde. Die quälende Unruhe, der harte Kampf der vorangegangenen Stunde legten sich zusehends, dann und wann sagte ich ihm ein ruhiges Wort. Zuvor dankte ich ihm auch für sein Vertrauen. Er sei mir in dieser kurzen Zeit ein lieber, lieber Freund geworden, und ich werde ihn vermissen. Langsam wich die Farbe aus seinem Gesicht, und seine Hand in der meinen schien zu erkalten. Ich rief Sr. Heidi. Gottfried atmete nur noch in langen Zwischenräumen, und Sr. Heidi sagte, sie fühle den Puls kaum mehr, und eine andere Schwester, die noch dazutrat, stellte den Stillstand fest.

Es war Sonntagvormittag, 2. April 1995, ca. 11 00 h.

Wenn mich jemand fragte, wie ich auf Gottfried gekommen sei, müsste ich ihm die gleiche kleine Vorgeschichte erzählen wie Gottfried, als er bei unserer ersten Begegnung wissen wollte, wieso ich gerade zu ihm komme. Er war noch im Zimmer 308 der Palliativstation im Kantonsspital St. Gallen. Gottfried sass im Elektro-Rollstuhl, gleich bei der weit offenen Tür. Er musste im Begriffe gewesen sein, den Raum zu verlassen, als ihn ein Telefonanruf sein Vorhaben unterbrechen liess, denn er führte ein angeregtes Telefongespräch. Ich hörte nicht hin, um etwas davon aufzunehmen, aber die Intensität und eine gewisse Souveränität, die im Tonfall durchdrang, entging mir nicht. Gottfried schien in der Telekommunikation zu Hause zu sein. Nach einer guten Weile, sein Gespräch war zu

Ende, wandte er sich mir zu. Er fragte nach dem Grund meines Kommens. Ich erzählte ihm, dass ich seit etwa 3 Jahren, weil ein paar Freunde und zuletzt ein mir sehr nahestehender Neffe hier gepflegt worden seien. In dieser Abteilung häufig ein- und ausgehe und dem Pflegepersonal bekannt sei. So habe mich die Abteilungsärztin einmal angeregt, ihn, Gottfried einmal zu besuchen. Dann wollte er es noch einmal wissen, wieso ich jetzt gerade zu ihm käme, es gäbe doch Hunderte jüngerer und älterer Patienten, die ich besuchen könnte. Dann, ganz unvermittelt, fragte er mich und entschuldigte sich gleichzeitig für seine Direktheit, ob ich von einer Sekte komme.

Ich konnte sein offensichtliches Misstrauen mit einem begründeten Nein beseitigen. Dann führten wir ein freundliches Gespräch, das jedem den Zugang zum anderen öffnete. „Sie können mich schon wiedere einmal besuchen, aber rufen Sie mich zuvor an, ich bin oft unterwegs, auf dem Gelände und zu Therapien“, sagte er bei meinem Weggehen. Wegen Ferienabwesenheit konnte ich Gottfried erst am 25. April wieder besuchen. Von da an mehrten sich meine Besuche, ich hatte mich, als sich sein Zustand verschlechterte, auf tägliche Besuche eingestellt.

Über Gottfrieds Leben weiss ich nicht viel

Ich habe ihn nie darüber befragt, aber ganz sporadisch erzählte er mir dies und jenes. Sein Vater habe eine Garage betrieben, und er sei leidenschaftlich gerne Auto gefahren. Das Auto habe ihm alles bedeutet, „eigentlich zu viel“, fügte er bei. Er habe auch Autos verkauft, und trotz seiner Behinderung sei er besser gefahren als mancher andere. Sein linker Arm war verkümmert und konnte beim Lenken nur wenig mitwirken, und auch das linke Bein konnte in seiner ihm zugeordneten Rolle mit dem rechten nicht voll mithalten. Nur wenige Male traf ich ihn im Areal des Spitals an, als er mit dem Rollstuhl unterwegs war. Einmal begleitete ich ihn zu einem freundlichen Plätzchen mit einer Bank und Sträuchern, wo wir zu einem Gespräch zu verweilen gedachten, aber bald setzte Regen ein, und wir kehrten ins Haus 1 zurück. Ich übersah es nicht und bewunderte ihn, wie geschickt er mit dem Gefährt umging. Beherrschung des Fahrzeuges konnte man ihm auch auf diesen Wegen attestieren, und Erstaunen rief bei mir besonders sein müheloses Umgehen mit Absätzen, automatischen Türen und schmalen Passagen bei Lift- und Türeingängen hervor. Ich zweifelte nicht, dass Gottfried ein sehr guter Autofahrer war, und ich gönnte ihm von Herzen, dass ihm der Elektrorollstuhl einen wenn auch dürftigen Ersatz für die frühere Bewegungsfreiheit mit grösseren und schnelleren Wagen bedeutete. Ich kann ihm seine, von ihm

selbst als übermässig bezeichnete Freude am Autofahren nachempfinden: Am Steuer entfloh er seiner Behinderung, zog er seine Strassen, der Freiheit zu, und fuhr er aufwärts einem Scheitelpunkt zu, der sich in Wolken und im Blau des Himmels verlor, mochte er sich getragen fühlen, über alles hinweg . . .

Seine körperliche Behinderung brach im Gespräch öfters durch, mir schien ohne Bitterkeit, aber die Klage war schon zu hören. Einmal erwähnte er, er habe sich öfters in der psychiatrischen Klinik aufgehalten, aber ich griff nicht mit Fragen nach. Es war mir klar, dass ein Mensch mit seinen seelischen und intellektuellen Fähigkeiten und einer derart klaffenden Behinderung solche Hilfe brauchte.

Es mochte vorkommen, dass ich ihm etwas von mir schon das zweite Mal erzählte oder einen bestimmten Gesprächsstoff nochmals aufgriff, dann erinnerte er mich taktvoll daran. Er sagte nicht: „Das hast du mir schon einmal erzählt“, sondern fein nuanciert: „Ja, das hast du mir erzählt“. Es war keine Kritik, sondern ein höflicher, liebenswürdiger Hinweis. Gottfried muss mit einem phänomenalen Zahlengedächtnis begabt gewesen sein. Ich habe dies einige Male festgestellt und mehr als einmal ihm meine unverholene Bewunderung gezeigt.

Albert, ein anderer Leidensgefährte

Als Gottfried ins Zimmer 309 verlegt wurde, bekam er gleichzeitig einen anderen Leidensgefährten, ich habe ihn schon erwähnt. Gottfried war glücklich darüber, er schien wie erlöst. „Neben jenem anderen Patienten, der jünger ist als ich, wäre ich zugrunde gegangen,“ gestand er mir anderntags. Der Mann gönnte ihm kaum ein Wort, und wenn er sprach, kam es von hoher Warte, herablassend und verletzte durch Überheblichkeit. Ich erlebte es selbst einmal, als ich etwas an Gottfrieds Platz brachte, während er sich im Gang draussen aufhielt. Ich grüsste den Mann freundlich und gab ihm mit einigen Worten meine Bereitschaft für ein kleines Gespräch zu erkennen. Da ging ein förmlicher Eishauch von ihm aus und eine unmissverständlich abweisende Handbewegung liess mich das Zimmer zu verlassen.

Ich soll und darf kein Urteil fällen, aber ich kann nicht unterdrücken was ich empfand und was Gottfried getroffen haben musste, und ich spürte auch, dass in jenem bedauernswerten jungen Mann Kraft für eine positive Geste noch in gleichem Masse vorhanden gewesen wäre wie für eine gewollt ablehnende.

Die Beziehung zu Gottfried

Als ich Gottfried einmal sagte, ich sei mit dem Velo gekommen und unternehme hie und da noch eine Tour, da klagte er: „und ich hätte als Kind so gerne Velo fahren gelernt, aber meine Behinderung hat dies verunmöglicht, aber ich konnte doch gehen und mit der Familie schöne Wanderungen unternehmen“.

Nur wenige Male konnte ich ihm beim Essen behilflich sein. Er kämpfte um das kleinste Stückchen Eigenständigkeit. Als ich ihm einmal zu essen gab, sah er mir auf die Hände. „Du hast zwei gesunde Hände“, sagte er. „Ja, Gottfried, und so kann ich Dir auch helfen“, erwiderte ich ihm und fuhr dann weiter: „Und ich staune, wie präzis Du mit Deiner gesunden Hand umgehen kannst.“

Einmal fragte er mich, ob ich einmal schwer krank gewesen sei, denn ich habe eine schwache Stimme. Ausser einer grossen, erfolgreich verlaufenen Magenoperation vor vielen Jahren habe ich keine schwere Krankheit erlitten, ich sei sehr dankbar dafür, berichtete ich ihn, und sinngemäss fügte ich dann bei, ich hätte eben keine sonore Stimme und sie würde weder den Anforderungen für einen Prediger noch für einen laut schreienden Marroniverkäufer genügen. Da stahl sich ein kleines Lächeln über seine Züge. Zweimal, beim Essen, sagte Gottfried: „Du bist wie ein Vater zu mir“. Ich erwähne dies nicht meinethwegen, obwohl es mich sehr bewegte, sondern um zu zeigen, wie stark Gottfried zu fühlen und seine Gefühle zu äussern vermochte.

Zwei Tage vor seinem Hinschied sagte Gottfried: „Ich habe mich noch mit allen versöhnt, dem Herrgott zuliebe, der am Kreuze für uns gestorben ist“. Wem konnte Gottfried, wenn man den Ausdruck in strengstem Sinne gebrauchte, etwas zuleide getan haben?

St. Gallen, Juni 1995

August Kley, 1916